

Zeitschrift: Brugger Neujahrsblätter
Herausgeber: Kulturgesellschaft des Bezirks Brugg
Band: 65 (1955)

Artikel: Der Bader und sein Kind
Autor: Häusermann, Gertrud
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-901361>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Bader und sein Kind

Wenn ich mich recht erinnere, nahm diese Geschichte an jenem Tag ihren Anfang, da mein armer Onkel Johann sich beim Rasieren in die Wange schnitt. Nun, das ist ja meist kein Unglück; jeder Mann bringt sich im Lauf der Jahre, während er gegen seinen Bart ins Feld zieht, kleinere oder größere Hiebe mit der scharfen Klinge bei. Für meinen Onkel Johann aber war's ein tragisches Zeichen.

Ich stand dabei und sah zu, wie Großmutter Watte auf die Wunde preßte. Meine Nase reichte bis zum Rand des Tisches; dennoch sah ich alles genau: Onkel Johann saß im Rollstuhl, hielt den Kopf schief und geduldig hin. Großmutter schimpfte. Sie sagte, er hätte diesen Schnitt seiner Starrköpfigkeit zu verdanken, und sie würde sich nicht wundern, wenn er sich eines Tages auch noch die Nase abschnitt. Obgleich sie recht böse schien, hantierten ihre Finger doch zärtlich und klebten geschickt ein rosa Pflaster auf die linke Wange meines Onkels. Nachher besah er sein Gesicht im Spiegel, den ich ihm reichen mußte; und während er ihn mit zitternden Händen hielt, lächelte er und meinte, er sehe jetzt aus wie ein alter Krieger. Er sah aber gar nicht wie ein Krieger aus, stark und finster. Er hatte Augen so blau wie die Vergißmeinnichte im Garten, müde Augenlider und rötlichblondes Haar. Meisen und Buchfinken pickten Körner aus seinen weißen Händen, wenn er im Rollstuhl am Fenster saß. Uns Kinder aber lehrte er prächtige Buchstaben schreiben, lange bevor wir zur Schule gingen.

An jenem Abend hörte ich, wie Großmutter zu meinem Vater etwas sagte. Sie standen im dämmrigen Treppenhaus. Ich saß auf der oberen Stiege; und da sagte die alte Frau:

„Jetzt kommen auch noch die Hände dran – sie sind kraftlos geworden – greifen immer daneben, wenn er etwas fassen will . . .“

„Er sollte sich nicht mehr selber rasieren!“ gab mein Vater zurück.

Und Großmutter: „Er wollte es nicht wahrhaben. Jetzt sieht er wohl ein, daß es so nicht weiter geht.“

Tage später rief mich Großmutter in die Küche. „Geh zum Bader hinüber“, sagte sie, „und richte ihm aus, er solle zu Onkel Johann kommen, um ihn zu rasieren.“

Das Häuschen des Baders stand dem unsern genau gegenüber. Dazwischen lagen jedoch keine Straße und keine Wiese, sondern ein breiter Fluß. Weiter talwärts schäumte das Wasser über ein Wehr; tags-

über rauschte es und orgelte im Sonnenschein und spritzte weiße Gischt; nachts läutete es mit seltsamen Glockentönen in meine Träume.

Also ging ich flußabwärts bis zur Brücke und am jenseitigen Ufer wieder aufwärts bis zu des Baders Wohnstatt. Sein Haus war so klein und so elend, daß es allein nicht zu stehen vermochte. Es mußte sich festhalten an einem größeren Hause, das so nahe an den Fluß gebaut war, daß nur ein schmaler Weg den Eingang vom Ufer trennte.

Die Tür zu ebener Erde stand offen. Sobald man über die Schwelle trat, befand man sich schon mitten in der Baderstube. Eigentlich war es eine winzige Coiffeurbude; aber es gab sie seit so vielen Jahren, daß sich die alte Bezeichnung erhalten hatte. Dieser Raum hatte nichts mit den modernen und blitzsauberen Coiffeursalons gemein. Drei, vier Schritte tief und erstaunlich schmal; und Licht bloß durch ein winziges Fensterchen, davor der wurmstichige Lehnstuhl für die Kunden gerückt war.

Während Sekunden stand ich da und konnte nichts sehen. Draußen war heller Sonnenschein, der auf dem Wasser flimmerte; da drinnen war es dunkel und kühl. Alsdann regte sich in einer Ecke ein Wesen; und wie ich den Kopf drehte, konnte ich den Bader sehen. Er saß rittlings auf einem Stuhl und hatte das Kinn auf die Hände gestützt, die über die Lehne gefaltet lagen. Er sah aus, als ob er stundenlang so gesessen und leer vor sich hin gestarrt hätte. Und so verhielt es sich vermutlich; denn es fand selten ein Kunde den Weg bei Tag hierher.

„Was willst du?“ fragte er, ohne das Kinn zu heben.

Nun konnte ich die Masse seines Körpers erkennen: die kurzen und dicken Schenkel zu beiden Seiten des Stuhles, die fetten Arme, an denen die Hemdärmel zurückgerollt waren; das plumpe Gesicht, an dem die Wangen herabhingen und wie Pudding bebten, wenn der Bader sich bewegte.

„Sie sollen Onkel Johann rasieren“, sagte ich.

„Wie heißt du?“

Ich nannte meinen Namen; und er sagte: „Der Lahme da drüben ist also dein Onkel.“

„Oh – lahm ist er nicht!“ antwortete ich beleidigt; ich dachte an Onkel Johanns Hände, die so schöne Buchstaben malen konnten. „Er kann bloß nicht gehen wie andere Leute.“

„Wann?“ fragte der Bader.

„Heute!“ sagte ich.

Ich stand eine Weile, die Hände auf dem Rücken. Dabei mußte ich den Mann und seine ärmliche Umgebung wohl zu neugierig betrachtet haben; denn plötzlich schnauzte er mich an und sagte, ich solle mich davonpacken.

Darüber erschrak ich so heftig, als ob der Teufel selber mit langen Zähnen sich gemeldet hätte – wich rückwärts zur Tür, stolperte über die Schwelle und rannte, rannte ohne Atem bis zur Brücke. Dort erst blickte ich zurück zu dem verfallenen Häuschen. Das Herz schlug hart und hastig, und meine Knie zitterten, als ich an des Baders wilde und brandschwarze Augen dachte. Hätte ich gewußt, was ich eine Stunde später erfuhr, ich wäre nicht so blindlings davongerannt. Unglückliche Menschen erscheinen oft böse; und der Bader gehörte zu den Ärmsten aus meiner Umwelt.

Wie gesagt: dies erfuhr ich hernach. Ich hatte nicht damit gerechnet, daß der Bader schon so bald zu Onkel Johann kommen könnte. Ich hatte ihn auch nicht ins Haus treten sehen. Ich hatte mich im Gemüsegarten verweilt und ging nun in Großmutters Stube. Ich wollte Onkel Johann eine Raupe zeigen, die ich gefunden – und da stieß ich in der Türöffnung geradezu gegen des Baders mächtig plumpen Leib.

Er stand neben Onkel Johanns Rollstuhl am Fenster. In der Hand hielt er ein blankes Messer, mit dem er über meines Onkels schaumbehangene Wangen schabte. Und ich wunderte mich bald genug über die Tatsache, daß er ein so gefährliches Ding derart leicht zwischen Daumen und Zeigefinger führte. Gleichzeitig fühlte ich mich wie gebannt; denn ich konnte mir nicht vorstellen, daß diese Handlung ein gutes Ende nehmen würde.

Während ich noch auf seine plumpen Finger starrte, huschte – flink wie ein kleines Tier – ein Mädchen unter dem Tisch hervor und auf mich zu. Und bevor ich wußte, was geschah, hatte es das Blatt mit der Raupe aus meiner Hand entwendet. Breitbeinig stand es vor mir und blickte feindselig zu mir auf. Seine Augen waren so dunkel, daß man Iris und Pupille nicht unterscheiden konnte. Es hatte schwarzes und ganz gerades Haar; Fransen, die bis zu den Brauen reichten; ein bleiches, unschönes Gesicht.

Dann besann ich mich, wollte ihm meinen Schatz wegnehmen; aber es verbarg die Hände. Und als ich seine dünnen Ärmchen faßte, entwand es sich flink, ließ das Blatt mit der Raupe zu Boden fallen und trat darauf. Die ganze Szene hatte nur Sekunden gedauert. Großmutter,

die in der Ecke des Sofas saß, legte ihr Strickzeug in den Schoß und rief mich zu sich her. Alsdann tadelte sie das fremde Kind und sagte:

„Das tut man nicht, Kleine!“

Der Bader hatte all das mitangesehen. Nun sagte er tröstend:

„Komm zu deinem Väterchen, Monika!“

Seine Stimme war so sanft, wie ich sie nie bei diesem mürrischen Mann vermutet hätte. Er wischte mit einem Tuch den Seifenschaum von der Klinge, ging dann zu dem Mädchen hin und hob es auf seinen Arm.

„Es ist auch gar ein armes Wurm“, sagte er, den kleinen Körper an sich pressend. „Hat nur seinen Vater – das arme Ding!“

Er setzte das Kind in das geflochtene Stühlchen, das am Fenster stand. Das zierliche Möbel stammte aus meines Vaters Jugendzeit und war bei uns Kindern in hohen Ehren. Eine Weile blieb die Kleine ruhig sitzen, schielte aber die ganze Zeit mißtrauisch zu mir hinüber. Ich saß in Großmutters Schoß. Indessen litt es die Kleine nicht mehr auf dem Stühlchen. Sie glitt wieder unter den Tisch, wo Großmutters Nähkorb umgestürzt am Boden lag. Dort spielte sie mit Stopfkugel und Perlmutterknöpfchen und rollte Wollknäuel über den Boden.

Ängstlich betrachtete ich das unbeherrschte Spiel des fremden Mädchens. Zuweilen sah ich auch fragend zu Großmutter auf; denn ich wußte, wie peinliche Ordnung sie auch im Nähkorb hielt. Aber Großmutter ließ sich nichts anmerken, außer daß sie gerade saß und das Kind nicht aus den Augen ließ.

Auch der Bader warf ab und zu einen Blick unter den Tisch. „Das arme Ding“, murmelte er dann, während sich ein träges Lächeln über das feiste Gesicht ausbreitete, das aber gleich wieder erlosch, einem stumpfen Ausdruck weichend.

„Ist ganz und gar die Mutter“, sagte er unvermittelt, indem er sich über den Rollstuhl beugte und mit dem Messer Onkel Johanns Kinn zu schaben anfang. Es gab ein leises kratzendes Geräusch.

„Gott – wo mag sie bloß sein?“ murmelte er nach einem tiefen Seufzer und wiegte traurig den Kopf. „Wo mag sie sein?“ wiederholte er lauter, eindringlicher. „Warum lief sie nur davon? Sie hatte es gut bei mir – hatte zu essen – ein Bett hatte sie auch – und das Kind . . .“

Er hielt inne; ein Hügel von Seifenschaum schien seine Aufmerksamkeit ganz in Anspruch zu nehmen. Er drehte Onkel Johanns Kopf; nach zwei, drei Strichen war die Stelle kahl.

„Auf und davon gelaufen ist sie – eines Morgens – verschwunden – weiß Gott wohin – hat mir das Kind gelassen . . .“

„Sie kommt wohl einmal zurück“, warf meine Großmutter ein.

„Das habe ich mir auch gesagt – lange Zeit! Jeden Morgen, wenn ich aufwachte, dachte ich: heute kommt sie – aber sie kam nicht – nein – nicht – sie hat sich davongemacht – weiß Gott wohin.“

„Da müssen Sie der Kleinen eben Vater und Mutter zugleich sein“, sagte die Großmutter.

„Wer kann das?“

Der Bader richtete sich auf. Er stand in seiner ganzen Größe – eine gewaltige Masse Leib – vor dem Fenster. Das Haar hing ihm in schwarzen Strähnen in die Stirn.

„Sie hat uns verlassen – jetzt sind wir allein – das Kind und ich. Niemand kann uns helfen – wir sind allein. Wir zwei – und das Elend.“ Er beugte sich vor. „Komm, kleine Monika!“ rief er zärtlich.

Das Kind saß unter dem Tisch. Es rührte sich nicht. Unwillkürlich rückte ich näher zur Großmutter hin; mir wurde unheimlich; etwas Kaltes streifte mein Herz. Auch Großmutter schien das zu spüren; sie preßte mein Gesicht gegen ihre hageren Schultern.

Onkel Johann wandte den Kopf und sah unter schweren Lidern hervor nach dem spielenden Mädchen.

„Sie ist zu klein, um das zu verstehen“, sagte er dann mit seiner weichen Stimme.

„Sie ist alt genug, um unglücklich zu sein!“ erwiderte der Bader. Er bückte sich und zog das Kind unter dem Tisch hervor. Monika wehrte sich, schlug mit Armen und Beinen. Sie schien stets das Gegenteil dessen zu wollen, was andere im Sinne hatten.

„Wenn du nicht mehr schreist“, sagte da mein Onkel Johann, „bekommst du diesen blanken Zehner.“ Er hielt mit zitternder Hand eine Münze vor des Mädchens Augen.

Die Kleine klappte ihren Mund zu, griff nach dem Geldstück und verbarg es flink in der Schürzentasche. Gleich darauf sah ich den Bader mit dem Kind an der Hand vor den Fenstern vorbei und nach Hause gehen. Großmutter blickte ihnen kopfschüttelnd nach.

„So ein kleiner Wildfang“, murmelte sie. Und mein armer Onkel meinte: „Andere Leute haben es auch nicht leicht.“

Von diesem Tage an kamen sie regelmäßig. Zweimal in der Woche wanderte der Bader mit seinem Kind vom anderen Ufer herüber; und

jedesmal ging in Großmutter's Stube irgendetwas entzwei. Einmal zerbrach Monika die bemalte Schäferfigur auf dem Tischchen neben der Schlafzimmertür; einmal köpfte sie die eben erblühte Amaryllis, an der Großmutter mit ganzem Herzen hing; und erst als sie eines Tages an den Ketten der Schwarzwälderuhr zerrte und das Gehäuse zu Boden fiel, war Großmutter's Geduld zu Ende. „Lassen Sie doch das Kind zu Hause“, sagte sie zum Bader.

Aber der strich bloß über den schwarzen Scheitel seines Töchterchens. „Entweder komme ich mit dem Kind“, erwiderte er bestimmt, „oder wir bleiben beide zu Hause. Was wollen Sie?“

„Das ist doch nicht so wichtig, Mutter“, mischte sich jetzt Onkel Johann ein. Ihm war jeder Streit zuwider. Und zu dem Bader meinte er:

„Kommen Sie nur wie bisher – am Samstag und Mittwoch. Vielleicht“, fügte er müde hinzu, „wird die Kleine mit der Zeit etwas zahmer.“

Zahmer wurde sie nicht; hingegen wurde Onkel Johann von Woche zu Woche schwächer. Bald war er so hinfällig, daß er den Löffel nicht mehr zum Munde führen konnte, ohne die Suppe zu verschütten. Auch malte er nicht mehr schöne Buchstaben auf meine Schiefertafel; es wurden krumme, zitterige Zeichen, von denen man nicht wußte, was sie bedeuten sollten. Onkel Johann wurde recht traurig dabei.

„Es geht nicht mehr“, sagte er eines Tages mit hoffnungsloser Stimme.

„Warum nicht“, fragte ich und blickte ihn neugierig an.

„Weil ich bald werde sterben müssen“, sagte er. Dabei tastete seine Hand nach meinen Fingern. Und heute noch kann ich den kalten Schauer spüren und das Grauen, das mich bei dieser Berührung durchlief. Es war das letztemal, daß Onkel Johann im Rollstuhl in der Stube saß.

Schon am nächsten Morgen wollte er nicht mehr aufstehen. Der Bader mußte von nun an in sein Zimmer gehen und ihn im Bett rasieren. Monika aber setzte sich an Onkel Johann's Stelle in den fahrbaren Stuhl und rollte ihn durch die Zimmer, stieß an Türen und Wände und schlug beim Anprall die Farbe weg.

In jenen Wochen besuchte ich Onkel Johann selten. Es war ein heißer Sommer. Man konnte Tag für Tag im oberen Flußlauf baden. Baden war das Schönste auf der Welt. Im grünen Wasser, auf einem weißen Schwimmkissen liegend, dem leise zischend die eingeblasene

Luft entwich, vergaß man den kranken Onkel zu Hause. Eines Mittags, als ich barfuß aus dem Hause trat, rief mir Großmutter zu, ich solle zum Bader gehen und ihm sagen, er möchte heute seinen Besuch unterlassen. Mit Onkel Johann stehe es schlecht.

Ich lief dem Sträßchen entlang, um möglichst rasch wieder daheim zu sein. Doch als ich zu jenem Rain kam, der sich vom Sträßchen zur Brücke senkte, traf ich einige Knaben. Sie führten lustige Fahrzeuge mit, die sie aus Seifenkisten selbst verfertigt hatten. Sie lenkten mit Schnüren und fuhren den Rain zur Brücke hinunter.

„Willst du mitfahren?“ fragte Paul, ein Junge, der bereits zur Schule ging.

Ich ließ mich nicht zweimal bitten, stieg in seine Seifenkiste und sauste hinter Pauls Rücken den Rain hinunter. Die Fahrt gefiel mir ausnehmend gut; sie wurde wiederholt. Dann probierte ich die Fahrzeuge der andern Knaben mehrmals hintereinander aus. Dabei verging reichlich Zeit. Ich war so ganz und gar bei diesem Vergnügen, daß ich meinen Auftrag, halb vergessen, immer weiter hinausschob.

Als wir einmal unten bei der Brücke anhielten und mein Blick zufällig flußaufwärts glitt, erblickte ich am andern Ufer, vor Baders Häuschen, eine Gruppe von Leuten. Sie standen und starrten hinaus auf den Fluß. Und auf unserer Seite hatte sich alles, was im oberen Flußlauf gebadet, an dem Ufer gesammelt. Kein Mensch schwamm mehr im Wasser.

„Was ist dort oben?“ fragte ich.

Paul gab keine Antwort. Er ließ die Seifenkiste mitten im Weg stehen und rannte davon. Wir andern liefen hinter ihm her. Plötzlich blieb der Knabe stehen. Er zeigte mit der Hand auf den Fluß.

„Ein Boot!“ schrie er. „Es ist leer!“

Da sah ich es auch. Oberhalb des Wehrs, in der Mitte des gleißenden Flusses, wo der weißgestrichene Schwellbaum aufragte, schaukelte träge ein Boot von jener Bauart, die wir Weidlinge nannten. Die Strömung hatte es mit der Breitseite gegen den Schwellbaum getrieben; dort stand es und konnte nicht weiter.

Aber warum starrten die Leute entlang den beiden Ufern so unbewegt übers Wasser hin?

Warum kamen immer neue hinzu?

Warum schwiegen sie alle?

Und wie kam das unbemannte Boot auf den Fluß hinaus?

Wir hatten die erste Gruppe erreicht. Ich hörte Paul fragen: „Wem gehört der Weidling?“

„Dem Bader“, antwortete ein Mann. Er war ein Fischer; er trug Gummistiefel, die ihm bis über die Knie reichten.

Dem Bader! Ich blieb wie angewurzelt stehen. Dem Bader! Mein Auftrag fiel mir ein; ich wollte umkehren – aber da sagte Paul:

„Wo ist er?“

Der Fischer machte eine Bewegung, die ich im Leben nie wieder werde vergessen können. Er hob die schweren Arme ein wenig, ließ sie fallen, so, als wollte er sagen: „Weiß Gott – wo er sein mag.“

„Ertrunken?“ flüsterte Paul aufgeregt.

„Ertrunken – ja.“ Und er starrte über unsere Köpfe hinweg aufs Wasser.

Ich schauerte. Meine Knie begannen zu zittern; ich setzte mich, wo ich stand, ins Gras. Paul lief weiter. Nach einer Weile kam er zurück.

„Der Bader“, erzählte er hastig, „hatte auf dieser Seite etwas zu tun. Und das Kind wollte nicht gehen, wollte unbedingt mit dem Weidling übers Wasser fahren. Und als sie draußen waren, kippte es über den Rand und fiel in den Fluß. Der Bader wollte es retten. Sprang selber hinaus – einer, der es gesehen, hat es da oben erzählt – aber vielleicht konnte er nicht schwimmen – oder es wurde ihm schlecht – oder er bekam einen Herzschlag – oder die Strömung war zu stark – er sprang hinaus und verschwand auf der Stelle. Das Kind auch! Jetzt sind sie da unten im Wehr, und das Boot liegt dort oben. Pfui! Leichen im Wasser – ich bade nie mehr!“ Er schüttelte sich. Und plötzlich sah er mich an.

„Ist dir übel geworden?“ fragte er. „Ist nichts für Mädchen – geh heim!“

Er stellte mich auf die Beine. Ich torkelte die wenigen Schritte den Fußweg hinauf gegen unser Haus. Ich schwankte und schleppte mich dahin; mir war, als müßte ich unter der Last meiner Schuld zusammenbrechen. Der Bader ertrunken! Und sein Kind! Beide auf dem Weg zu Onkel Johann ertrunken – da unten im Fluß – vom Wehr in die Tiefe gerissen – in den weißen Strudel, wo es gischte und schäumte – und das meinetwegen!

Wäre ich – so sagte ich fortwährend zu mir selber, während ich mit hohlen Augen ins Leere sah – wäre ich gleich hinüber zu des Baders Häuschen gelaufen, hätte ich nicht mit den Knaben bei der Brücke

gespielt – so lebten die beiden noch. Sie wären nie in diesen Weidling gestiegen, wären nicht auf den Fluß hinausgefahren; das Kind wäre nicht ins Wasser gefallen, der Bader hätte es nicht retten wollen und wäre nicht ertrunken!

Schreckliche Bilder stellten sich ein. Ich sah die beiden auf dem Grund des Flusses in grüner Dämmerung treiben, über Steine dahin, zwischen Algen und Fischzügen durch. Des Baders kolossalen Leib! Und das Kind, leicht wie ein Federchen, mit triefendem Haar. Meine Schuld . . .

Schweiß brach aus meiner Haut. Was würde nun geschehen? Geschichten fielen mir ein von Menschen, die den Tod anderer verschuldet hatten, vor Gericht gestellt, ins Gefängnis gesperrt worden waren. Ob man das nun auch mit mir tun würde?

Ich hatte das elterliche Haus erreicht; aber ich wagte mich nicht hinein – schlich auf die Hinterseite in den Garten, verbarg mich zwischen den Johannisbeersträuchern. In der Nacht, so dachte ich, wollte ich fortgehen, immerzu fortgehen – wo niemand mich finden würde. Zwischen Zweigen durch spähte ich nach dem Haus hin; und das Herz verkrampfte sich im Leib bei dem Gedanken, daß ich Vater und Mutter, Großmutter und Onkel Johann nie wieder sehen würde.

Frierend, fiebernd, halbtot vor Kummer fand man mich in meinem unsichern Versteck. Man brachte mich zu Bett. Und während ich oben in meiner Kammer alle Qualen durchlitt, deren ein Kinderherz zu leiden fähig ist, wurde in der Kammer unter mir ein größeres Herz von unvergleichlich größeren Qualen auf immer erlöst.

Am nächsten Morgen hörte ich, daß Onkel Johann in der Nacht gestorben sei.

„Alles Leiden hat einmal ein Ende“, sagte meine Mutter, und sie fügte hinzu: „Onkel Johann und auch der Bader und sein Kind – sie sind jetzt erlöst.“

Ja – die drei waren erlöst. Doch meine Seelenqual hielt noch lange, lange Wochen an. Sie legte sich eigentlich erst völlig, als ich alt genug war, um zu verstehen, daß der Bader und sein Kind vom Leben in dieser Welt nichts Gutes hätten erwarten können. Und daß nichts außerhalb jener großen und unbegreiflichen Ordnung geschieht, die wir als Kinder kaum ahnen. Nichts – auch nicht das selbstvergessene Spiel eines Kindes!

Gertrud Häusermann